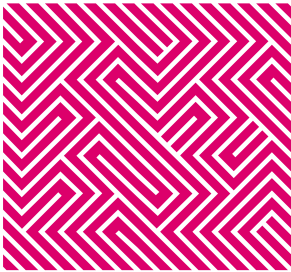


Ein Jahr ist vergangen. Und erst jetzt finde ich den Mut niederzuschreiben, was damals passierte. Eine ganz ungeheuerliche Geschichte, die niemand glauben wird, etwas völlig Verrücktes, eine Wahnsinnsbegebenheit.

Ich bin in große Gefahr geraten, in eine Gefahr, die sich ein normaler Menschenverstand gar nicht vorstellen kann. Und diese Gefahr lauerte auf mich an einem Ort, den niemand für möglich halten wird, so seltsam, so fantastisch war er. Ohne meine Freunde hätte ich das Ganze nicht überstanden, ohne Zaza, Brauni, das Kamel und zwei Freunde, deren Namen ich jetzt nicht nenne, weil sie zu eigenartig sind.



begann schon unerfreulich. Meine Eltern haben mich damals in ein Feriencamp verschickt. Verschickt wie ein Paket. Meine Eltern sind ungemein erfolgreich. Uns gehören Zementmischwerke, Baufirmen, eine Supermarktkette. Meine Eltern haben es sozusagen geschafft. In erster Linie kümmerten sie sich um ihre Betriebe, in zweiter Linie um ihre Betriebe, in dritter Linie um ihre Betriebe. Zuletzt kam ich. Bis diese Sache passierte ... Ich musste also mit dreißig anderen Kindern in dieses Feriencamp nach Starnberg fahren, während meine Eltern den Sommer mit Freunden auf ihrer Yacht vor St. Tropez verbrachten.

Ich war an Feriencamps gewöhnt. Ich wusste, wie lästig es war, dass man da mit lauter Mädchen und Jungs zusammengewürfelt wurde, die man nicht kannte. In den anderen Camps war es aber einigermaßen spaßig zugegangen. Man hatte zwar lernen müssen, durfte aber auch spielen, hatte freie Zeit.

Beim Starnberger Camp herrschte schon auf der Hinfahrt eine Stimmung wie auf einem Gefangenentransport. Unübertrieben. Vier Aufpasser schnauzten uns im Bus an, sobald wir nur ein Wort mit unserem Nachbarn sprachen. Ich erschrak und verstand es nicht. Es war doch normal, dass man mit den anderen sprach, schließlich wollte man sich ja kennenlernen. Und nicht einmal Sandwiches ließen sie uns auspacken. Sie verboten uns, während der Fahrt zu essen und auch zu trinken. Einer kleinen Braunhaarigen in der ersten Sitzreihe schlug einer der Aufpasser dann so stark auf die Finger – sie wollte gerade eine Coladose aus ihrem Rucksack ziehen – dass sie laut aufschrie. Und als ein dicker Rothaariger hinter ihr entrüstet protestierte: „Sie dürfen uns nicht schlagen!“, drohte ihm derselbe Aufpasser: „Ich darf noch ganz andere Dinge.“

Es gab noch ein paar weitere Vorkommnisse der Art. Die Eine oder der Andere muckte auf. Dann schrie ganz hinten ein Junge wie am Spieß.

Ich drehte mich sofort um, sah den Aufpasser neben seinem Sitz, aber nicht mehr, was vorgefallen war.

Der Junge schluchzte. Der Aufpasser schrie ihn an, er solle aufhören. Der Junge wimmerte nur noch leise vor sich hin.

Auch fast alle anderen spähten betroffen nach hinten.

Die Situation war nicht normal. Unter normalen Umständen hob nach der ersten Phase des Fremdels auf so einer Fahrt lautes Geschnatter an, fröhliches Gelächter und Gegacker. Stattdessen herrschte von da an im Bus ein angstvolles, eisiges Schweigen.

Als wir im Feriencamp ankamen, das sich *Haus am See* nannte, wurde mir blitzartig klar: Die Busfahrt war nur der Anfang, es würde noch schlimmer kommen.

Der Bus fuhr durch ein rostiges Eisentor in ein umzäuntes Gelände, einen holprigen Weg entlang, durch einen verwilderten Park und hielt dann auf einem moosüberwachsenen Platz vor einer brüchigen Fassade. Im obersten Stockwerk fehlten sogar ein paar Fensterscheiben.

Was war das? Ein Sanatorium kurz vor dem Abbruch? Eine baufällige Pension?

Im Bus war es vollkommen still. Schweigend stiegen alle aus, holten ihre Koffer aus dem Gepäckraum und trotteten widerwillig, angetrieben durch die Aufpasser, ins Gebäude.

Innen sah es noch übler aus, als die Außenfassade erwarten ließ. Möbel wie aus dem Sperrmüll, überall Staub und Schmutz, abblättrender Verputz, ein Gestank nach Moder und Fäulnis.

Sobald wir mit unserem Gepäck drinnen in einem finsternen Vorraum standen, schloss einer der Aufpasser das Portal ab und steckte den Schlüssel ein.

Ich versuchte, meine Eltern übers Handy zu erreichen. Sie sollten mich hier ganz schnell wieder herausholen. Und auch ein paar andere zückten ihre Handys.

Als die Aufpasser sahen, dass wir im Begriff waren zu telefonieren, nahmen sie uns die Handys ab, ehe wir noch die Nummern eintippen konnten. Als hätten sie auf diesen Moment gewartet, als hätten sie fest mit ihm gerechnet. Sie waren vorbereitet.

Dem Begriffsstutzigsten wurde bald klar, wir waren isoliert, von unserer vertrauten Welt abgeschnitten. Im *Haus am See* gab es kein Telefon. War man einmal im Haus, kam man nicht mehr heraus. Alle Fenster waren vergittert, die Türen nach draußen verschlossen. Es sah so aus, als müssten wir auf Gedeih und Verderb unsere Sommerferien, sechs Wochen, sechs lange Horrorwochen hier durchstehen.

Nur ganz zu Anfang ließen uns die Aufpasser für eine kleine Weile im Haus toben.

Einige unterhielten sich, andere lachten. Zwei, drei raufeten, veranstalteten eine kleine Prügelei. Wieder andere inspizierten das Haus. Wenige Stunden dachten wir, es sei alles gar nicht so schlimm. Dann schimpften die Vier aber jeden Einzelnen so aus, dass wieder diese unheimliche Ruhe eintrat. Angst breitete sich aus. Angst vor Bestrafung.

Während wir nichts Böses geahnt hatten, hatten sie unser Gepäck gefilzt, hatten uns alle elektronischen Geräte weggenommen, Taschenmesser, Scheren, Feilen, andere Gegenstände aus Metall, und gemeinerweise auch unsere Vesper, Süßigkeiten, Powerdrinks.

Später überlegte ich, sie hatten noch einen weiteren Grund gehabt, uns toben zu lassen. Sie wollten sehen, welche die Wilden sind, die Widerspenstigen, Gewaltbereiten, um uns durch dieses Wissen noch besser in den Griff zu bekommen.

In diesen Tagen der Angst befreundete ich mich mit Zaza, Brauni und dem Kamel. Wir bildeten eine kleine Gruppe neben anderen Gruppen. Die Schar nahm eine Struktur an, so wie sich beim Gefrieren von Wasser Eiskristalle bilden. So konnte man der feindlichen Umwelt besser trotzen. Zumindest fand man in den Grüppchen Trost.

Mit Brauni und dem Kamel teilte ich ein winziges Zimmer. Und was für ein Zimmer. Zimmer konnte man es eigentlich gar nicht nennen. Es war eine Zelle. Eine Gefängniszelle. Wir hatten nicht einmal ein Fenster. Unsere Kleidung mussten wir in Koffern und Rucksäcken lassen; es gab keinen Schrank, nur ein paar Haken an der Wand. Die Betten waren uralte, viel zu schmale Eisenpritschen mit viel zu dünnen Matratzen. Kratzige, stinkende Woldecken muteten sie uns zu und störrische, harte Kissen, die mit Zeitungspapier gefüllt waren.

Am ersten Abend schickten uns die vier Aufpasser ohne Essen zu Bett, nachdem sie uns wie Vieh, ich übertreibe nicht, zuerst in die Waschräume und dann in die Zimmer getrieben hatten. Das Kamel wollte, nachdem es seine Taschen vergeblich nach Schokoladriegeln durchsucht hatte, nochmals schnell nach draußen, zu den Toiletten. Dort hatte es seine Badetasche vergessen; in der befanden sich noch ein paar Zitronendrops, die den Aufpassern entgangen waren. Da merkten wir, dass sie uns eingeschlossen hatten.

Gegen die Flurtür klopfen, gegen sie hämmern, schreien, es half nichts. Niemand machte auf. Nur eine Holzluke, die ich noch nicht gleich bemerkt hatte, weil Brauni seine Jacke davor gehängt hatte, öffnete sich, und wir hörten eine Mädchenstimme.

Das Kamel schob Braunis Jacke ganz beiseite. In der Luke erschien ein Gesicht, das neugierig zu uns hereinblickte. Neugierig und ängstlich. Es war Zaza, eine kleine Blonde, die mir schon zu Beginn der Fahrt, auf dem Busparkplatz aufgefallen war, wegen ihrer teuren Designer-Kombi, und weil sie wie ein Dämchen sprach. Sie tat lächerlich erwachsen. Meinem Busnachbarn war sie ebenso aufgefallen. Ganz zu Anfang der Fahrt, bevor die Aufpasser uns noch zurechtweisen konnten, hatte er gewitzelt, sie hätte sicher einen Schminkkoffer dabei. Rosa Nagellack trug sie an den Fingern. Es sah allerdings nicht gut aus, ihre Fingernägel waren viel zu kurz, zerfranst, angekauert. Wir hatten uns über sie lustig gemacht. Dabei hatte sie uns beiden gefallen. Sie war die Hübscheste mit ihren großen braunen Augen, diesem weichen, ganz leicht lockigen hellen Haar und einem Gesicht wie aus Porzellan. Sie achtete genau auf ihre Bewegungen, auf ihr Verhalten. Sie war sich bewusst, dass wir sie anstarrten, und sah auf uns quasi verächtlich herab. Sie erschien unerreichbar, eine kleine Diva, und wir waren Dreck. Auch deshalb hatte sie uns vielleicht gefallen. Zumindest hatte sie uns Respekt eingeflößt, auch wenn wir sie belächelt hatten.